

Der Handschuh

Autor(en): **Neuhäuser, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Handschuh

VON ERIKA NEUHÄUSER

Schon die alten Griechen ... mit ein klein wenig Aeger vermerken wir bei jedem kulturhistorischen Spaziergang, daß sie das, was wir als unsere Ideen beanspruchen, bereits vorweggenommen haben, so daß es mit unserem vielgepriesenen Fortschritt gar nicht so weit her ist. Man stelle sich vor: schon Odysseus Vater trug Handschuhe! Sicher bildeten sie nicht ein unbedingt notwendiges Bestandteil seines Anzuges, sondern waren Zeichen der Vornehmheit, des Luxus, des Voraushabens über seine Umgebung. So staken auch schon die Hände der vornehmen Athener und Römer in kunstvollen Handschuhen; von ihnen übernahm zunächst der Klerus die Sitte, Handschuhe zu tragen.

Der Handschuh war im Mittelalter nicht in erster Linie modisches Bekleidungsstück und Schmuck der Hände, sondern Symbol. Dreifach war seine Symbolkraft: er galt als Sinnbild der Treue, des Rechtes und der Liebe. Fürsten gaben ihren Boten Handschuhe als Legitimation mit; der Handschuh des Lehensherrn war für die Belehnten das Unterpfand. Er galt als Wahrzeichen der Obrigkeit: bei der Eröffnung von Märkten wurde er als Zeichen der Markgerechtigkeit und des Königsfriedens an einer hohen Stange oder an einem Speer weithin sichtbar angebracht. Des Königs Handschuh war das Symbol für die Verleihung des Stadtrechtes an einen Ort. Im Kriegsfall bot die Uebersendung eines Handschuhs Gewähr für sicheres Geleit.

Der Handschuh war aber auch noch weit über die Minnezeit hinaus eines der wichtigsten Liebessymbole. Den Ritter begleitete zum Turnier als Talisman und Liebespfand ein wehender Handschuh, den die Dame des Herzens ihm an den Helm geheftet hatte. In späteren Zeiten träumte der Liebende vom Handschuh der Geliebten, wie die Verse in Kleists «Prinzen von Homburg» bezeichnen:

«Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen
Streif' ich der süßen Traumgestalt vom Arm
Und einen Handschuh, ihr allmächtigen Götter,
Da ich erwache, halt ich in der Hand.»

Als letztes Geschenk an ihre vielen Verehrer gab Maria Stuart ihre Handschuhe her: auf dem Schafott stehend, zum Tode bereit.

Handschuhe konnten auch Unheil stiften: Katharina von Medici schickte vergiftete Handschuhe an ihre Feindin, die Königin von Navarra, der sie nach dem Leben trachtete und begleitete die Todesgabe mit einem lebenswürdigen Begleitschreiben. Man warf sich den Fehdehandschuh vor die Füße, Sinnbild der Kampfansage: wieviel Unglück beschwor diese Geste herauf, wieviel Herzeleid und tödliche Wunden hatte sie im Gefolge! Denn wer den Fehdehandschuh aufhob — und welcher Ritter, der auf seine Ehre hielt, tat das nicht — erklärte damit seine Kampfbereitschaft.

Der Handschuh — wieder mit einer anderen Geste verbunden — war auch Symbol der Geringschätzung und Verachtung. In Schillers Ballade vom Handschuh lautete der ursprüngliche Text ... «und wirft ihr den Handschuh ins Gesicht ...», der dann in die höflichere Form gewandelt wurde: «Und der Ritter, sich tief verbeugend, spricht ... «Schiller aber hatte sich bei der ursprünglichen Wendung auf ein südfranzösisches Minnelied verlassen, wo wörtlich von dem Ritter De Lorges zu lesen steht, daß er den Handschuh «jette au nez de la Dame».

Das Zeitalter des Barock und vor allem das galante Rokoko erhoben den Handschuh zum vornehmsten Gegenstand der Etikette. So mußte Marie Antoinette eines Abends eine Viertelstunde frierend auf ihr Nachthemd warten, weil es die Handschuh-Etikette so befahl. Sie war gerade beim Ausziehen und ihre Kammerfrau stand im Begriff, ihr das Nachthemd zu reichen. Da traten nacheinander eine Hofdame, eine Prinzessin und eine Prinzessin von Geblüt ins Zimmer, die nach der Rangordnung das Vorrecht hatten, die Königin zu bedienen und jede mußte sich zu diesem Zweck erst ihrer langen Handschuhe entledigen, um mit entblößten Händen das königliche Nachthemd weiterreichen zu können.

Den größten Handschuh-Luxus ihrer Zeit betrieb Königin Elisabeth von England: sie führte auch die Sitte ein, sich zum Neuen Jahr mit Handschuhen zu beschenken. Die Zunft der Handschuhmacher war höchst angesehen und genoß besonders in Paris — wo neben Spanien

die kunstreichsten Handschuhe gefertigt wurden — bei Hofe große Beliebtheit. Der berühmteste Künstler in seinem Fach war der Franzose Martial, dem Ludwig der Vierzehnte oft die Gnade seines Besuches erwies. Er stellte auch die Essenzen selbst her, mit denen er die Handschuhe — wahre Gedichte aus allen nur denkbaren Materialien — parfümierte.

So wie der Handschuh der Ausdruck der persönlichen Eleganz eines Menschen war, so spielt er auch auf den Porträts aller Standspersonen eine bedeutende Rolle. Abtissinnen, Bischöfe, Päpste und Fürstlichkeiten tragen wahre Kunstwerke von Handschuhen, an denen mit funkelndem Gestein und kostbaren Kleinodien nicht gespart ist. Eines der berühmtesten kunstgeschichtlichen Denkmäler hat Tizian dem Handschuh gesetzt in seinem Gemälde «Mann mit Handschuh», wo der Handschuh das malerische Wunder ist. Auch auf anderen Bildern bekannter Meister spielt der Handschuh eine tragende Rolle: wir nennen hier nur Rembrandts «Jan Six», Herkoms «Dame in Weiß» und Klingsers «Paraphrase über den Fund eines Handschuhs».

Der Handschuh — jahrhundertlang Gegenstand der Etikette — wurde im neunzehnten Jahrhundert zum Favorit der Mode. Den Uebergang illustriert eine hübsche Anekdote des Fürsten Pückler-Muskau. Dieser Aesthet

liebte vor allem schöne Dinge zu sehen und um sein verwöhntes Auge nicht durch den Anblick zweitrangiger Handschuhe beleidigen zu lassen, legte er seinen Einladungen zu Dinern und Bällen stets ein paar Handschuhe nach der neuesten Mode bei, um wenigstens die Hände der eingeladenen Damen fürstlich auszustaffieren.

In Spielhagens Romanen war man noch «elegant gantiert»: aber das war schon keine Frage der Etikette mehr, sondern eine Angelegenheit der Mode, einer Handschuhmode allerdings, die nur ganz entfernt verwandt war mit dem Kult, den die Rokokozeit oder die Renaissance mit dem Handschuh trieb.

Der Handschuh war von jeher aus allem nur möglichen Material, das willig und biegsam genug war, um als Bekleidung der Finger dienen zu können und sie in ihrer Beweglichkeit nicht allzusehr zu behindern. Aus Wolle, Seide, Samt, Leder, Leinwand, aus Pelz und Fell, aus Flor und Goldstoff kostbar bestickt und garniert, mit Ornamenten, Bändern, Fransen, Falbeln, Spitzen und Schnüren behängt, mit Juwelen verziert, mit duftenden Essenzen parfümiert, so schufen ihn die Handschuhmacher der verschiedenen Länder und Zeiten.

Seit einigen Jahren ist der Handschuh wieder in den Mittelpunkt des modischen Blickfeldes gerückt. Er beansprucht wieder Eigengeltung aus der letzte und selbstherrlichste Vertreter modischer Eleganz. Blickfängerisch durch seine Form — von der ellenbogenlangen enganliegenden Hülle bis zum wichtigen mittelalterlichen Stulpenhandschuh — durch sein Material und durch die Komposition sehen wir ihn heute passend variiert zu jedem modischen Anzug in den verschiedensten Materialien und Ausführungen vom duftigen sommerlichen Tüllhandschuh über den sportlichen Lederhandschuh zum winterlichen Woll- und Pelzkleid für die Hände, deren natürliche Anatomie aber immer noch das formale Vorbild für alle — auch die kühnsten Handschuherschöpfungen — gibt, Handschuherschöpfungen, die modische Attribute, aber keine Symbole mehr sind.

Der Lippenstift und die Kakteen

VON PETER WOLF

Der Lippenstift ist fast unentbehrlich geworden. Es gibt wenige Frauen, die ihn nie benützen und so können die großen Firmen kosmetischer Artikel ebenso wenig über die Krise klagen, wie die Läuse von San Canaria. Wie die Kakteen und die Läuse von San Canaria mit den purpurnen Lippen einer schönen Frau und mit dem kuckerten Lippenstift zusammenhängen, sei im folgenden erzählt.

Die Wasserbörse von Arucas.

San Canaria ist die größte der kanarischen Inseln, die im Atlantischen Ozean, nahe der Nordwestküste Afrikas liegen. Der Name der Inseln hat nichts mit den hübschen gelben Kanarienvögeln zu tun, den goldgelben Sängern, die die Lieblinge mancher Familie sind, sondern der Name kommt aus dem Spanischen und heißt, weniger poetisch, einfach die Hundeseinseln. Es kommt daher, daß früher dort die berühmten spanischen Jagdhunde gezüchtet worden sind. Gran Canaria ist eine prächtige Insel und dehnt sich weit unter dem azurnen Himmel des Südens. Wegen ihrer Schönheit nannten die Römer sie die «glückliche Insel». Auf der Insel gibt es große Felsenhöhlen, die für die arme Bevölkerung die Wohnungsfrage auf einfache und billige Weise lösen. Es gibt auch zwei schöne Städte auf der Insel: Las Palmas, ein seltsames Gemisch alter spanischer Bauten und moderner Straßen und die kleinere Stadt Arucas, die berühmt ist durch die einzige Wasserbörse auf der Welt. Auf den Börsen handelt man sonst mit mehr oder weniger wertvollen Aktien, auf den Warenbörsen mit Getreide, Reis, Baumwolle, — aber mit Wasser? Auf der Börse von Arucas wird tatsächlich mit Wasser gehandelt. Gran Canaria ist eine wasserarme Insel. Das kostbare Naß, das so selten vom Himmel fällt, wird sorgsam gesammelt und durch ein Zuleitungsnetz den Bewohnern der Städte und den Bauern geliefert. Auf den Liter genau wird das gelieferte Wasser verrechnet. Auf Gran Canaria kann man sich mit Wassertrinken auf den Bettelstab bringen. Baden kann man nur in Meerwasser. In Trinkwasser zu baden wäre ein unvorstellbarer Luxus. Der Preis des Wassers ist nach Witterung und Jahreszeit verschieden und der jeweilige Preis wird auf der Wasserbörse von Arucas bestimmt. Und wenn der Wasserpreis steigt, so ist es für die Hausfrauen von Gran Canaria genau so schmerzlich, als wenn bei uns Fett oder Mehl oder Fleisch teurer wird.

Die Chemie besiegt die Läuse.

Und jetzt kommen wir zu den Läusen von Gran Canaria. Auf der wasserarmen Insel wachsen Aga-

ven, Aloe und ungezählte stachlige Kakteen. Das Bergland ist übersät von mannshohen Kakteen, die das Herz aller Kakteenliebhaber höher schlagen lassen. Am häufigsten sind die Opuntien, das Unkraut unter den Kakteen. Was des einen Leid ist, ist des andern Freud. Wenn eine Hausfrau auf ihren häuslichen Kakteen eine Lause entdeckt, ist sie unglücklich und wäscht die Pflanze mit Petroleum, oder der Gatte muß sie mit Zigarettenrauch anblasen. Auf Gran Canaria aber werden auf den Kakteen die Läuse gehegt und gezüchtet. Auf den Opuntien gedeiht die Koschenille-Lause. Jeder Maler weiß, daß Koschenille rot ist, ein besonders leuchtendes, schönes Rot. Dieser Farbstoff wird von der Koschenillelause erzeugt. Vor mehr als hundert Jahren haben ein paar tüchtige Kerle auf Gran Canaria entdeckt, daß sich die Opuntien, die auf ihrem armen Boden ein bescheidenes Dasein führen, zur Läusezucht eignen. Aus Mexiko führten sie die Koschenillelause ein und bald war Gran Canaria der Hauptlieferant des beliebten Farbstoffes, den man aus den getrockneten Läusen mit Alkohol löst. Dann aber wurden die Anilinfarben erfunden. Die Chemiker haben rote Farben in allen Abstufungen erzeugt. Die Lause wurde überflüssig und die Züchter wurden brotlos. Die Opuntien wurden ihre Schmarotzer los und die armen Inselbewohner verloren ihren Erwerb. Die Chemie schlug die Läuse. Sie war billiger und ihr Rot war genau so rot. Die Zucht auf Gran Canaria, einst ein blühender Erwerbszweig, ging ein.

Ein Telegramm aus Paris.

Ein paar Züchter blieben ihren Läusen treu und hüteten sie weiter. Fast fünfzig Jahre später bekam einer der Züchter namens Esperacio, der unverdrossen und der industriellen Konkurrenz zum Trotz seine Farbenviehzucht erhalten hatte, ein Telegramm aus Paris.

Lippenstifte müssen kiss-proof, kussfest sein. Die Anilinfarben aber zeigten Mängel in dieser Hinsicht. Nun dachte man wieder an das Koschenille-Rot der Läuse und eine große Pariser kosmetische Firma verlangte per Kabel ein Kilogramm Koschenillerot zur Probe. Esperacio sandte die Probe sofort und die Pariser Versuche gelang. Seither blüht auf Gran Canaria die Läusezucht wieder auf. Und wer dort über Land fährt, sieht auf den Feldern die Opuntien wie mit weißem Flaum umgeben. Das sind die Wachsabscheidungen der Koschenillelause.

Und die Frauen können beruhigt ihre Lippen zum Kusse bieten. Der Lippenstift färbt nicht ab. Sein Farbstoff stammt von den kleinen Schmarotzern der Kakteen und er ist so rot, weil die Sonne glühend auf die Opuntien von Gran Canaria herniederbrennt.